

Der Lohn der guten That.

Eine Weihnachtsgeschichte von A. Steinbach.

Es war ein trüber, rauher Nachmittag am Vorabend des hochheiligen Weihnachtsfestes. Bis zum Mittag hatte es heftig geschneit; jetzt bedeckten noch graue Wolken den Himmel, und ein scharfer Nordwind strich durch die Straßen der Stadt. Dem armen Knaben, der sich eilig durch die Menge seinen Weg bahnte, drang er bis auf die Haut; seine Kleidung war dünn und dürrig und gewährte ihm so keinen hinreichenden Schutz gegen die schneidende Kälte. Er suchte sich deshalb durch raschere Bewegung einigermaßen zu erwärmen. — Trotzdem aber konnte er sich nicht enthalten, sehnsüchtige Blicke nach all den Herrlichkeiten zu werfen, die hinter den hohen Schaufenstern zu beiden Seiten der Straße ausgestellt waren und darauf harrten, die Weihnachtstische glücklicher Menschen zu schmücken. Der Anblick der schönen Sachen stimmte sein Herz recht traurig; denn sie erinnerten ihn lebhaft an die glücklichen Stunden, die er seither alljährlich unter dem strahlenden Christbäumchen im Kreise seiner guten Eltern und seiner beiden Schwesterchen verlebt hatte. Heute sollte er mit seinen Lieben zu Hause zum ersten Male auf die Weihnachtsfreude verzichten. Er freilich hätte diesen Verzicht für seine Person gerne ertragen; aber daß seine Schwesterchen die gewohnte Beschneuerung entbehren mußten und die Mutter in der letzten Zeit so traurig gewesen war, das that ihm wehe. Am meisten aber schmerzte es ihn, daß er bei seinen 14 Jahren noch nichts thun konnte, um die große Noth von den Seinigen abzuwenden.

Und wie war die kleine Familie in diese bedrängten Umstände gerathen? Der Vater war vor 6 Monaten gestorben. Seine langwierige Krankheit hatte alle Ersparnisse aufgezehrt. Nach seinem Tode hatte sich die Mutter über ihre Kräfte angestrengt, um sich mit den Kindern recht und schlecht durchs Leben zu schlagen. Jetzt fing auch sie an zu kränkeln und sah

bange der Zukunft entgegen. Heute hatte sie ihrem Sohne mit Thränen in den Augen eine feine Handarbeit, welche sie für ein Weißwaarengeschäft angefertigt hatte, zur Ablieferung übergeben. Den Ertrag dafür trug er jetzt nach Hause. Derselbe reichte wohl eben aus, um für die nächste Woche die dringendsten Bedürfnisse zu bestreiten; was aber alsdann werden sollte, wenn sich nicht bis dahin für Heinrich — so hieß der Knabe — eine Gelegenheit fand, etwas zu verdienen, das wagte er sich nicht vorzustellen.

In trübem Sinnen ging Heinrich weiter. Sein Weg führte ihn am Bahnhofe vorbei. Eben war der Schnellzug von Hannover eingelaufen. In der aus dem Stationsgebäude hervorströmenden Menge fiel ihm ein vornehm gekleideter Mann auf, der wie suchend seine Blicke über die da stehenden Equipagen schweifen ließ und dann die Straße hinauf schaute.

Heinrich glaubte, der Herr sei fremd in der Stadt und wisse sich nicht zurecht zu finden. Er trat daher auf ihn zu und bot bescheiden seine Dienste an. Der Fremde aber beachtete den Knaben gar nicht und schritt ohne Antwort an ihm vorüber. Er hatte ihn offenbar für einen jener zudringlichen Straßenbuben gehalten, welche in den größeren Städten die Bahnhöfe zu belagern pflegen und die Reisenden belästigen. Das schmerzte den guten Heinrich; denn er hatte nicht aus Gewinnsucht, sondern aus reiner Dienstwilligkeit, wozu er von seiner frommen Mutter stets angehalten worden war, also gehandelt.

Noch war der Fremde nicht weit gekommen, da sah Heinrich, wie der Fremde mit seinem Schnupstuche einen dunkelfarbigen Gegenstand aus der Tasche zog, der geräuschlos in den Schnee fiel, ohne daß jener es merkte. Heinrich eilte schnell hinzu und hob ihn auf. Es war ein lebernes Täschchen, in welchem sich Visitenkarten befanden. Der Knabe hielt es für eine Geldtasche und beeilte sich, es seinem